

(mittag) usw. vorgefallen sind, oder aber für nächsten Montag Nachmittag (nachmittag) usw. in Aussicht stehen —, so erlaube ich mir die Bitte, folgenden Absatz aus dem Vorwort zu meinem neuen Wörterbuch nochmals abdrucken zu wollen:

»Wollte man schreiben: abends, heute abend, morgens, gestern morgen, tags darauf usw., so ergäbe sich folgendes. Es wäre zu schreiben: abends, aber des Abends; heute abend, gestern morgen usw., aber diesen Abend, nächsten Morgen — dagegen wieder nächsten Sonntag morgen; tags darauf, aber des Tags darauf, eines Tages; wer-tags, wochentags, feiertags, aber Sonntags, Montags, Dienstags usw. Diese für den Laien schlechterdings unverständlichen und kaum zu behaltenden Unstimmigkeiten, die außerdem für Schule wie Schüler erfahrungsgemäß eine Last und Qual sind, werden durch die vorstehende klare Regel [»Alle Tages- und Nachtzeiten werden groß geschrieben«] in einfachster Weise vermieden.«

Und solches Wirrwal sollten deutsche Schulmänner als bindende Vorschrift erlassen haben? Ohne irgend eine Ermächtigung von irgend einer Seite glaube ich einen solchen Gedanken im Namen aller deutschen Schulmänner bestimmt zurückweisen zu dürfen, ohne Widerspruch gewärtigen zu müssen.

Die Kölnische Zeitung, die wie bekannt in bezug auf die Sprache mit hervorragender Sachkenntnis und Sorgfalt geleitet wird, hat vor wenigen Tagen die Regel als wohlbegründet bezeichnet und sie sich seither zu eigen gemacht, trotzdem sie bis dahin die Schreibung heute abend, morgen, mittag usw. befolgte.

Sollte nun gleichwohl irgend ein »heute abend«-Schwärmer den Antrag stellen, die Schreibung »heute abend« von zuständiger Stelle in aller Form als vorgeschrieben und verbindlich zu erklären, und die Regel: »Alle Tages- und Nachtzeiten werden groß geschrieben« damit außer Geltung zu setzen, so erlaube ich mir dazu schon jetzt den »Verbesserungsantrag« anzukündigen, daß die Regel in folgender Fassung beibehalten werden möge: »Alle Tages- und Nachtzeiten werden groß geschrieben. Ausnahme: heute abend.« Daß der Antrag nicht nur die nötige Unterstützung finden, sondern einstimmig angenommen werden wird, das unterliegt doch keinem Zweifel. D. Sarrazin.

Der Einfluß des Schrifttums auf den Sprachschatz.

Ein Vortrag
von D. Behaghel.

Die Wörter, die Ausdrücke, die wir in unsrer Rede zur Anwendung bringen, sind zu einem kleinen Teil unser persönliches Eigentum: niemand hat sie uns gelehrt, wir selbst haben sie in der Stunde des Bedarfs völlig neu geprägt. Aber die große Masse unsres Sprachschatzes ist uns von andern überliefert. Wir haben ihn den Eltern, den Gespielen vom Munde gelauscht, der Verkehr des Tages hat ihn uns zugeführt. Vieles schöpfen wir auch aus dem, was mit der Druckerschwärze auf uns eindringt. Hier der mündliche Verkehr, dort das Schrifttum, das sind also die beiden Hauptquellen für unsern Sprachschatz. Freilich, was uns mündlich übermittelt wird, kann seinerseits auf schriftlichen Ursprung zurückgehen, und umgekehrt kann die Rede des Schriftstellers auf mündlichen Brauch sich stützen. Ob also die dunkle Masse ein Wort geschaffen hat, ob es dem einzelnen Schriftsteller sein Dasein verdankt, ist oft schwer zu entscheiden. Trotzdem gelingt es nicht selten, den literarischen Ursprung einer Wendung außer Zweifel zu setzen; so stammen die meisten Wörter mit abstrakter Bedeutung aus der Sprache des Schrifttums; denn die mündliche Rede, die Rede des Volkes, liebt allezeit das Sinn-

liche, das Anschauliche. Es gibt aber auch Fälle, wo sich für das einzelne Wort ein einzelner Urheber ermitteln läßt. So wissen wir etwa, daß das Wort Schulgezänke aus der Lutherschen Bibel stammt; Krähwinkel ist von Jean Paul geprägt; den Kaiserwahnsinn hat Johannes Scherr erfunden, David Strauß den Julianus Apostata als den Romantiker auf dem Throne der Cäsaren bezeichnet; Kleinbahn stammt von einem verehrten Mitglied unsres Gesamtvorstandes, von Herrn von Mühlensfels. Den Übermenschen hat Goethe geschaffen und Niepsche in Umlauf gebracht; nach seinem Muster ist dann auch das Überbrettel, der Überkellner gebildet, oder es wird von einem Pferd gesagt, es habe Überpferdliches geleistet.¹⁾ Freilich denken die wenigsten daran, daß bei solchen Wörtern das Erzeugnis eines ganz bestimmten Urhebers vorliegt.

Aber es gibt Eindrücke, die sich beim Empfänger nicht so leicht verweisen, Wendungen, die zu jenen Einzelerfindungen geradezu im Gegensatz stehen: sie weisen gleichfalls auf ganz bestimmte Stellen des Schrifttums zurück, aber dieser Ursprung ist dem, der sie verwendet, genau bekannt, und gerade deshalb fügt er sie in seine Rede ein. Das sind die Zitate, die geflügelten Worte. Wer sie anwendet, stellt sich mit vollem Bewußtsein unter den fremden Einfluß und erspart sich die Mühe, selber die Fassung eines Gedankens zu suchen.

Sind demnach solche Zitate meist nur ein mäßiges Zeugnis für den Geist ihres Benützers, so sind sie desto wertvoller für die geschichtliche Betrachtung; denn sie geben Kunde von der Stärke, mit der dieses oder jenes Denkmal des Schrifttums sich die Gemüter unterworfen hat. So hat es tiefe Begründung, wenn die deutsche Bibel obenan steht unter den Werken, die unsre Rede derart bereichern; fast 100 Seiten muß der neueste Büchmann den Wörtern widmen, die aus dieser Quelle stammen. Und wiederum ist es sehr bezeichnend, daß kaum einer auf das alte deutsche Schrifttum zurückweist; daß Klopstock nichts beigezeichnet hat als das Wort: »des Schweiges der Edeln wert«, und Wieland kaum ein halbes Duzend. Erst die Zeit der klassischen Vollenbung hat Werke geschaffen, die noch heute wirklich lebendig sind. Lessing ist beteiligt mit zwanzig Worten; aus Goethes Faust allein hat Büchmann 111 Nummern verzeichnet, aus Schiller im ganzen dritthalbhundert. Auch Shakespeare gehört beinahe zu den deutschen Klassikern; jedenfalls sind die etwa 60 Stellen, mit denen er vertreten ist, zumeist der deutschen Überetzung entlehnt. Die Römer Virgil und Horaz sind die einzigen, die in der fremden Ursprache stärker auf uns gewirkt haben; denn Virgil hat einige vierzig, Horaz mehr als neunzig Worte gespendet.

Trotz aller Verschiedenheit haben diese geflügelten Worte doch manches gemeinsam mit jenen einzelnen Wörtern, die von dem oder jenem Schriftsteller geprägt sind. Beide werden sie von uns aus ganz bestimmten Quellen nach ihrem Wortlaut entnommen. Und sie ersparen uns jede eigene Tätigkeit; wir gebrauchen das Fremde, ohne von dem Unsern dazuzutun. Dennoch aber ist es für den Zweck unsrer Rede ganz unwesentlich, daß wir so verfahren, und es verschlägt uns nichts, wenn wir anders zu Werke gingen. Wir bedürften nicht übermäßiger Begabung, um selber das Wort Kaiserwahnsinn zu erfinden, wenn es nicht schon zufällig bestünde. Auch ohne Goethes und Schillers Vorgang würden wir es fertig bringen zu sagen: »Heinrich, mir graut vor dir«; oder: »spät kommt ihr, doch ihr kommt«. Es ist nur ein äußeres, ein rein zufälliges Band, das uns mit dem Urheber einer solchen Wendung verknüpft.

1) Münchener N. Nachr. 1900, Nr. 214, S. 4, Sp. a.

Es gibt aber eine Gruppe von Erscheinungen, bei denen das Verhältnis ganz anders liegt. Wenn wir etwa einen Frauenjäger als einen Don Juan bezeichnen, so übernehmen wir nicht bloß den Namen aus Mozarts unsterblicher Oper; das ganze Bild, das ganze Treiben des Verführers, wie es die Oper in ausführlicher Entwicklung schildert, steht uns dabei vor der Seele. Und wenn wir sagen, daß jemand seinen Tag von Damaskus erlebt, so wird nicht eine bloße Redewendung der Bibel wiederholt, sondern wir erinnern an die gesamte Erzählung, wie Saulus Wohlgefallen hat am Tode des Stephanus, wie er die Gemeinde zerstückt, wie dann die Stimme zu ihm spricht: Saul, was verfolgest du mich, und nun der Umschlag sich vollzieht. Also nicht ein bloßes Nachsprechen von dem, was andere vorgeprochen, nicht bloßes Nachahmen dessen, was wir auch aus Eignem schöpfen könnten. Kaiserwahnsinn, Spät kommt ihr, doch ihr kommt, das sind Worte, die unter allen Umständen verstanden werden; aber ein Don Juan, der Tag von Damaskus, das sind leere Klänge ohne Sinn und Verstand, wenn nicht Hörer und Sprecher eine Ahnung haben von dem Bühnenwerk Mozarts, von der Erzählung der Bibel.

Es ist also nicht das bloße Wort, nicht ein äußeres Band, das uns mit Mozart, mit der Bibel verknüpft, sondern ein inneres sachliches, das der Redende herstellt in selbständiger geistiger Tätigkeit. Was vor ihm liegt, was er bezeichnen will, das erscheint ihm ähnlich mit Gestalten, mit Ereignissen, die ein Werk des Schrifttums ihm geschildert hat; indem er jene Gestalten nennt, vollzieht er eine Vergleichung, schafft ein Bild, eine Metapher. So nehmen diese literarischen Vergleiche eine ganz eigenartige Stellung ein. Während jene einzelnen Wörter wie Kleinbahn, Wald-einsamkeit im Meer der Sprache untergehen, die Spur ihres Urhebers verschwindet, ist es bei unsern Vergleichen geradezu notwendig, daß man sich ihres Ursprungs bewußt bleibt. Während auf der andern Seite jene Zitate sich nur äußerlich in unsere Rede einfügen, werden diese Bilder zu lebendigen Gliedern der Sprache, und es ergeht über sie die ganze Fülle der Ereignisse, die sich im Leben einer Sprache abspielen. Kein Wunder, daß sie der Einzelbetrachtung weit mehr Stoff bieten, weit merkwürdiger sind, als jene andern Gegenstände unserer Erörterung.

Eigentümlich ist es zunächst, höchst bezeichnend für die Art unsres Erinnerens und für unser Vorstellungsvermögen, daß der Name eine entscheidende Rolle spielt; im allgemeinen halten wir nur solche Vorgänge und Sachen im literarischen Bilde fest, die sich an Namen von Personen oder Orten anschließen lassen.

Ausnahmen sind ziemlich selten. Und zwar stammen sie zu einem guten Teil aus der Fabel und dem Märchen, also aus solchen Gattungen unsres Schrifttums, deren Bilder sich schon der Einbildungskraft des Kindes einprägen. Daher also z. B. Aschenputtel, das Tischleindeckdich und die gebratenen Tauben, die einem in den Mund fliegen. Auf das Märchen vom kleinen Däumling gehen die Siebenmeilenstiefel zurück. Man hört die Redensart: hier ist's finster wie in einer Kuh, und wundert sich vielleicht, warum gerade der Leib der Kuh, nicht irgend eines anderen Tieres, zum Vergleich herangezogen wird. Aber Däumling auf der Wanderschaft hat es erlebt, daß die schwarze Kuh ihn verschluckt und daß es da drinnen »ganz finster ist und kein Licht brennt«. Aus verschiedenen Fabeln, in denen der Löwe eine Rolle spielt, stammen die Worte vom Esel in der Löwenhaut, vom Löwenanteil, von demjenigen, der sich nicht in die Höhle des Löwen wagt. Wenn es heißt: da heißt keine Maus einen Faden ab, so wird auf jene Maus der Fabel gedeutet, die das feste Netz zernagt, in welchem der Löwe gefangen war. Wenn jemand »kein Wässerchen ge-

trübt hat«, so gleicht er dem Lamm in seinem Handel mit dem Wolf. »Wer soll der Kage die Schellen anhängen?« so fragten die Mäuse, als sie beschloßen hatten, die Kage müsse eine Schelle tragen, um stets ihr Nahen zu verraten.

Aber auch andere Kreise des Schrifttums als Märchen und Fabel haben derartige Beiträge geliefert. Der Anschauung der griechischen Welt entstammt die Sphärenmusik; der Leitsfaden ist kein anderer als der den Theseus geleitet hat; auch ohne daß das Damoklesschwert ausdrücklich genannt wird, schwebt es uns vor dem Geiste, wenn wir behaupten, daß eine Sache nur an einem Haare hängt.

Der Bibel verdanken wir den Tanz um das goldene Kalb; an das Leiden des Herrn mahnen die Ausdrücke Leidensweg und Passionsweg¹⁾, an seine Gleichnisse derjenige, der sein Pfund vergräbt, oder erst in der ersten Stunde etwas verrichtet. Goethe spendet die Bekenntnisse der schönen Seele. Wer mit Windmühlen kämpft oder sich darstellt als Ritter von der traurigen Gestalt, der tut es nach dem Vorbild von Cervantes' unsterblicher Schöpfung.

Im allgemeinen aber wird, wie gesagt, ein Eigenname der Mittelpunkt des literarischen Vergleichs. Dabei ergeben sich zwei Hauptmöglichkeiten. Es kann geschehen, daß die literarische Gestalt, die wir nennen, uns nur mittelbar von Bedeutung ist, wegen der Personen und Erscheinungen, die zu dem Träger des Eigennamens in irgend welchen tatsächlichen Beziehungen stehen, ihm gehören, ihm gewidmet sind, von ihm sich herleiten. Wenn wir von jemand sagen, daß ihn die Lorbeeren des Miltiades nicht schlafen lassen, so vergleichen wir diesen Jemand mit dem Themistokles, den wir hier nicht nennen, sondern nur durch das eine Merkmal kennzeichnen, daß er auf Miltiades eifersüchtig gewesen sei. Die Robinsonade ist eine Schrift, deren Held Robinson heißt. In der Jeremiade wird der Verfasser genannt, dessen Werk wir zur Vergleichung heranziehen. Das gleiche ist der Fall beim homerischen Gelächter: es weist hin auf das unaussprechliche Lachen, in das die Götter Homers beim Anblick des hinkenden Hephästos ausbrechen. Noch loser ist das Band zwischen der Sache und zwischen dem Träger des Eigennamens beim Nürnberger Trichter: der poetische Trichter, so heißt ein Werk des 17. Jahrhunderts, das in Nürnberg erschienen ist und von dem Nürnberger Philipp Harsdörfer herrührt, eine Art von Handbuch der Dichtung, bestimmt, die Kunst des Dichtens dem Lernenden möglichst leicht und schmerzlos beizubringen.

Auch die äußere Form, wie der Name herangezogen wird, kann sich verschieden gestalten. Es wird etwa eine ganze kleine Begebenheit geschildert, wie eben bei dem, den die Lorbeeren des Miltiades nicht schlafen lassen, oder wenn es heißt: er hat den Rubikon überschritten. Oder es wird eine Bezeichnung verwendet, die geradezu den Begriff der Zugehörigkeit, der Verwandtschaft verkörpert. So reden wir von Jüngern des Merkur, des Askulap, von einem Bruder in Apoll; die Blumen sind für Bürger Florens schöne Kinder, der Dichter der echte Sohn Minervens und Apolls, und die Fische werden in Hero und Leander der Tethys buntes Heer genannt. Oder endlich der Eigenname bildet den Ausgangspunkt einer Ableitung. So stammt von Münchhausen die Münchhausiade, von den Alexandrinern das Alexandrinertum. Besonders häufig hat man Beiwörter von solchen Eigennamen gebildet. Von Jupiter kommt jovial, von Mars martialisch; man spricht von olympischer Ruhe, platonischer Liebe, babylonischer Verwirrung.

1) »Es war ein furchtbarer Passionsweg für den Sohn der Frau Claudine«. W. Raabe, Abu Telfan S. 193.

Die zweite Möglichkeit ist die, daß die Person, die Örtlichkeit, deren Namen wir nennen, unmittelbar gleichgesetzt wird mit denjenigen Erscheinungen, deren Eigenart geschildert werden soll.

Das geschieht nun sehr häufig und auf sehr verschiedene Weise, mit sehr verschiedenen Ansprüchen an die Klarheit der Erinnerung, die die Worte des Schriftstellers in unsrer Seele hinterlassen haben. Bisweilen wird auch hier mit einigen Strichen die Lage gezeichnet, in der jene Gestalt der Literatur für die Vergleichung tauglich wird: jemand erscheint etwa als Herkules am Scheideweg, als Saul unter den Propheten. Oder der Eigenname wird rein äußerlich zusammengestellt mit der Angabe des Gegenstandes, der Betätigung, die Ähnlichkeit zeigen mit dem, was vor uns liegt. Und zwar können die beiden Wörter eine Zusammenfügung bilden: Kassandrarufe, Diogeneslaterne, Hiobspost. Oder der Eigenname tritt im selbständigen Genitiv neben die Sachbezeichnung: Hymens Bande, Abrahams Schoß. Oder es wird im Beiwort die Eigenschaft verkündet, die uns gerade jetzt ihren Träger wichtig macht: ein keuscher Joseph, die geschäftige Martha, der barmherzige Samariter, die donnernde Philippika, der getreue Eckart.

Endlich kann der Eigenname allein dastehen ohne weiteres Kennzeichen, also z. B. statt ein Riese gesagt werden ein Goethath; es wird dann vorausgesetzt, daß die bloße Nennung des Namens mit Leichtigkeit auch die Begleitvorstellungen in der Seele des Hörers erweckt, auf die es für das Gleichnis gerade ankommt. Damit hat sich ein eigentümlicher Kreislauf vollendet. Jeder Name ist ursprünglich ein Dingwort gewesen, mit der Aufgabe, ganz bestimmte Besonderheiten seines Trägers zu bezeichnen. Diese Urbedeutung gerät mit der Zeit in Vergessenheit; bei den meisten unsrer Personennamen ist der Ungelehrte außer stande, den ursprünglichen Sinn zu ermitteln. Indem nun der Eigenname zum Träger ganz bestimmter Charakterzüge wird, nähert er sich wiederum dem Dingwort.

Freilich ist auch hier noch eine Reihe von Abstufungen möglich zwischen dem reinen Eigennamen und der reinen Eigenschaftsbezeichnung.

Verbinden wir schon mit manchen unsrer Vornamen wie Hans und Kasperl, Grete und Susi das Bild bestimmter Eigenschaften, so ist das noch mehr der Fall bei solchen Namen, deren Träger uns im literarischen Bild vor Augen gestellt sind. So ist es oft genug geschehen, daß der Taufname nach geseierten Gestalten der Dichtung gewählt wird.¹⁾ Im Mittelalter haben so die Gestalten der deutschen Heldenjage, der Grals- und Artusjage namengebend gewirkt. Im 18. Jahrhundert haben die Tugendhelden der Richardsonschen Romane gelegentlich Patenstelle vertreten; aus Ossian stammt Selma, das freilich dort keine Frau, sondern ein Land bezeichnet; der Name Ilije unsrer Tage hat doppelten Hintergrund: Heines Harzreise und Freytags Verlorene Handschrift.

Auch Beinamen und Übernamen sind so gewählt worden. Karl der Große hat bei seinen gelehrten Genossen den Namen David geführt.²⁾ In der Reihe der Brandenburger Fürsten erscheint Albrecht Achilles, Albrecht Alcibiades, Johannes Cicero. Weisshaupt, der Begründer des Illuminatenordens, hat sich den Namen Spartakus beigelegt.³⁾ Bodmer und Breitinger nebst ihren

Züricher Genossen haben in ihren Discoursen der Mahler sich mit den Namen hervorragender Maler unterzeichnet. In der gleichen Weise haben die Mitglieder der kaiserl. Leopoldinisch-Karolinischen Akademie der Naturforscher ihren Genossen die Namen großer Naturforscher beigelegt, wie Aristoteles, Pythagoras, Linnaeus. Ebenso sind nun auch die Dichter zu Werke gegangen, wenn sie ihren Helden Namen geben oder denjenigen, auf die sie ihre satirischen Pfeile richten. So hat bei Logau ein reicher Geizwast den Namen Verres erhalten, nach dem Vorbild jenes berühmten römischen Prätors, gegen den Cicero flammende Reden gehalten hat. Bei Bürger trägt eine buhlerische Gattin den Namen Fulvia, der dann mit der gleichen Färbung in Heines Ardinghella wiederkehrt, in der Erinnerung an jene äppige Römerin, die nacheinander die Gattin des Clodius, des Curio, des Antonius gewesen ist. Wo Lessing den Dieb vorübergehen heißt an der Hütte des Armen, da führt seine Dichtung die Aufschrift: auf die Hütte des Tros; Tros, so heißt jener Bettler, der den heimkehrenden Odysseus zum Zweikampf auffordert. Friedrich Klingler hat den Vornamen seines Simone Grisaldo mit Bezug darauf gewählt, daß ihm zweimal von einer Tessla das Los Simons bereitet werden soll. Und wenn Goethe im Götz von Berlichingen einen Bruder Martin auftreten läßt, so will er uns damit ganz deutlich an Luthers Gestalt mahnen. Bei Walther von Stolzing, dem Sieger im Meistersingerstreit, hat Walther von der Vogelweide Patenstelle übernommen.

(Schluß folgt in der nächsten Nummer.)

Das Inhaltsverzeichnis der Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins.

Die Gegenwart kann ihren Reichtum nicht mehr übersehen ohne die Hilfe von Nachschlagebüchern. Auch die Mitglieder, die Freunde und — die Gegner des Deutschen Sprachvereins bedürfen eines solchen, um sich zu vergegenwärtigen, was der Verein seit seinem Bestehen gewollt und erreicht hat. Unser ganzes Leben und Wirken findet seinen bleibenden Niederschlag vor allem in unsrer Zeitschrift, aber auch in den wissenschaftlichen Beihften, Verdeutschungsbüchern und sonstigen Verlagswerten.¹⁾ Unser vereinigter Vorsitzender Fr. Schöning hat zuerst klar erkannt, daß vor allem die Leiter des Vereins zur Beherrschung der Gegenwart einen leichten Einblick in die Vergangenheit bedürften, und deshalb ein ausführliches Inhaltsverzeichnis zu unsren Schriften gefordert, überzeugt, daß auch tausend andere ein solches willkommen heißen und, wenn es erst da wäre, unentbehrlich finden würden. Es war nicht leicht, seinen Wunsch zu verwirklichen. Wer wollte sich einer so ungeheuren, zum Teil recht mühseligen und — langweiligen Arbeit unterziehen, und wer brachte die wissenschaftliche Vorbereitung und die Erfahrung im Verein mit, um die richtige Auswahl zu treffen? Zum Glück fand sich Dr. Saalfeld auch hier als Retter aus der Not. Nach mehrjähriger Arbeit legt er uns jetzt ein stattliches Buch in der Blattgröße der Zeitschrift sauber gedruckt, mit sorgfältig überwachtem Satz vor — ein Buch, das einen schier erschrecken könnte! Wie der »Ketter über den Bodensee« sehen wir mit Grauen zurück auf die beängstigende Menge dessen, was wir alles mit Auge und Ohr durchlebt haben. Aber wir sinken nicht vom Pferde, sondern setzen uns erst recht

1) Über solche »literarische Hilfen« bei der Namengebung handelt R. Fr. Arnold, Die deutschen Vornamen, S. 45.

2) Vgl. Schmiedler, Die Hofschule und die Hof-Akademie Karls des Großen S. 25; Ohr, Der Karolingische Gottesstaat in Theorie und Praxis, S. 14.

3) Vgl. Altbayrische Monatschrift 1900, S. 84.

1) Die Verdeutschungsbücher konnten natürlich nicht noch einmal in dem Inhaltsverzeichnis nachgedruckt werden. Ihr Inhalt ist ohnedies leicht zu überblicken.